

Ks. Erich Garhammer*

Würzburg

UNSICHTBARE GESTALTEN AM AMBO **Kon-texte für den Prediger**

Jede Predigt ist Übersetzung. Sie übersetzt zunächst einen Schrifttext ins Heute und setzt die Hörerinnen und Hörer in die Sprachwelt der Bibel hinüber¹. Neben dem Schrifttext gibt es aber viele weitere Mitakteure beim Predigen. Sie sollen in diesem Beitrag, der dem polnischen Kollegen Jan Twardy zum 70. Geburtstag gewidmet ist, näher in den Blick genommen werden².

Neben dem (Schrift-)Text sind also noch weitere „Kon-texte” mitzulesen. Sie sind die „unsichtbaren Gestalten”³, die mit am Ambo stehen, noch bevor das erste Wort gesprochen ist.

* **Erich Garhammer**, ks. prof. dr – studierte in Regensburg Theologie und Germanistik. Nach dem Staatsexamen und dem Diplom begann der Geistliche seine pastorale Praxis in der Diözese Passau. 1989 folgte die Promotion in Pastoraltheologie an der Universität Regensburg bei Konrad Baumgartner mit einer pastoralgeschichtlichen Studie zum Ultramontanismus des 19. Jahrhundert. 1991 erfolgte die Berufung an die Theologische Fakultät Paderborn auf den Lehrstuhl Pastoraltheologie und Homiletik. Im Jahr 2000 die Berufung nach Würzburg auf den Lehrstuhl für Pastoraltheologie. Sein besonderer Forschungsschwerpunkt gilt dem Gespräch und der Auseinandersetzung mit der modernen Literatur. In seinen Büchern „Brennender Dornbusch und pfingstliche Feuerzungen. Biblische Spuren in der modernen Literatur” (Paderborn 2003) sowie „Am Tropf der Worte. Literarisch predigen” (Paderborn 2000) beschäftigt er sich mit dem Anregungspotential der Literatur für die Theologie.

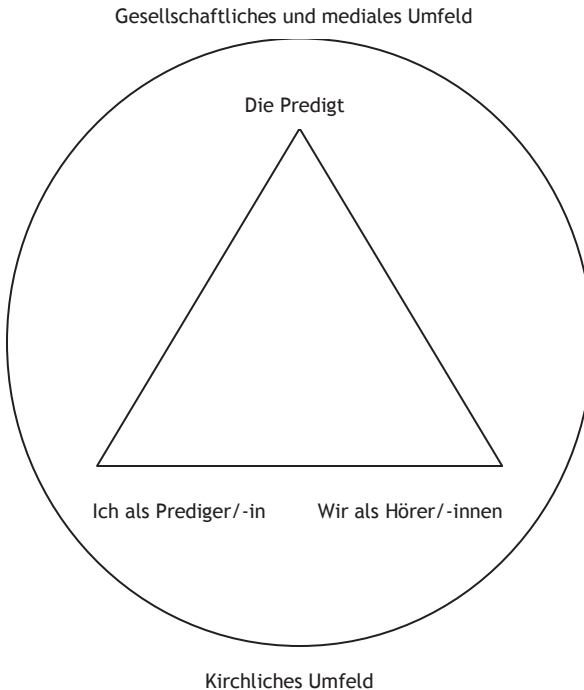
¹ Zum Thema Übersetzen vgl. das Themenheft „Über-Setzen” der Zeitschrift „Lebendige Seelsorge” 6 (2006). Für Anregungen zu diesem Artikel danke ich meinem Mitarbeiter Dr. Bernhard Spielberg.

² Jan Twardy hat in seiner Habilitationsschrift „Predigt und Kreativität” festgestellt: „Wir wissen immer noch zu wenig über Phänomene interpersonaler Kommunikation, die sich im Vorgang der freien Rede abspielen”.

³ Ch. Bundschuh-Schramm, *Konkretion: Predigt*, in: *Handbuch Praktische Theologie*, Band 2, Hg. H. Haslinger, Mainz 1999, S. 439.

In Anlehnung an die Grundlagen der Themenzentrierten Interaktion (TZI) sollen im Folgenden drei wesentliche Kontexte beleuchtet werden, in denen Predigt heute geschieht und für die sie daher achtsam sein muss. Es sind

- das gesellschaftliche, mediale und kirchliche Umfeld,
- die Person des Predigers / der Predigerin,
- die Rolle der Hörerinnen und Hörer⁴.



DAS GESELLSCHAFTLICHE, MEDIALE UND KIRCHLICHE UMFELD

Dass wir in einer Mediengesellschaft leben, gehört zu den trivialen Aussagen heutiger Gesellschaftsdiagnosen⁵. Dass wir von den Medien beeinflusst werden,

⁴ Eine ausführliche Darstellung der TZI und ihrer Bedeutung für die Predigt findet sich bei Slawomir Plusa, *Das Predigtgespräch als Ort lebendigen Lernens. Zur Fruchtbarkeit der Themenzentrierten Interaktion (TZI) in der Predigtausbildung* (SThPS 51), Würzburg 2002.

⁵ Vgl. dazu auch *Vom Non-Prophet-Unternehmen zu einer visionären Kirche. Verkündigung in der Mediengesellschaft*, Hgg. E. Garhammer, D. Hober, Würzburg 2002, sowie A. Grözinger, *Predigt in der Mediengesellschaft*, in: Ders., *Homiletik*, Gütersloh 2008, S. 261–281. Grözinger unterscheidet neben dem Kontext der Mediengesellschaft die drei Welten der Predigt: die Hörer, den Prediger und den Text der Predigt. Dieser enge Bezugsrahmen wird hier weiter geöffnet.

dass unsere Alltagswelt von ihnen bestimmt wird, unser Zeitrhythmus sich durch sie verändert, ist unumstritten. Medien gehören heute zum festen Bestandteil unserer Umwelt und unserer Sozialisationsfaktoren. Die Mediengesellschaft verändert die Wahrnehmungsform der Menschen, setzt sie den Bedingungen einer Unterhaltungsindustrie aus und entwirft Karrieren von „Medienpäpsten“, die nicht unerheblich den Erwartungshorizont an die Glaubensvermittlung mitbeeinflussen. Auf diesem Hintergrund heißt es aufmerksam dafür zu sein, welche Wahrnehmungsverschiebungen es durch den Medienkonsum gegeben hat, wie der Begriff der Unterhaltung auch sachliche Bereiche beeinflusst und verändert (auch politische Sendungen werden als Infotainment – Information und Entertainment – geboten), und wie sich unbemerkt bestimmte Stile der Informationsvermittlung in Anlehnung an die medialen Darbietungsformen herausbilden.

Kulturdiagnostische Stimmen

Die Kulturkritik unserer Tage hat es nicht an Warnungen vor den negativen Auswirkungen der Medien fehlen lassen. So warnte der amerikanische Soziologe Neil Postman bereits 1985: „Wir amüsieren uns zu Tode“. Zwar habe die westliche Zivilisation das durch die Orwellsche Prophezeiung mit Bangen erwartete Jahr 1984 überstanden, allerdings sollte sie sich nicht zu früh freuen. Denn neben der Orwellschen Apokalypse gebe es das von Aldous Huxley beschriebene, viel bedrohlichere Szenario der „schönen neuen Welt“.

Entgegen einer auch unter Gebildeten weitverbreiteten Ansicht haben Huxley und Orwell keineswegs dasselbe prophezeit. Orwell warnt vor der Unterdrückung durch eine äußere Macht. In Huxleys Vision dagegen bedarf es keines großen Bruders, um den Menschen ihre Autonomie, ihre Einsichten und ihre Geschichte zu rauben. Er rechnete mit der Möglichkeit, daß die Menschen anfangen, ihre Unterdrückung zu lieben und die Technologien anzubeten, die ihre Denkfähigkeit zunichte machen. Orwell fürchtete diejenigen, die Bücher verbieten. Huxley befürchtete, daß es eines Tages keinen Grund mehr geben könnte, Bücher zu verbieten, weil keiner mehr da ist, der Bücher lesen will. Orwell fürchtete jene, die uns Informationen vorenthalten. Huxley fürchtete jene, die uns mit Informationen so sehr überhäufen, daß wir uns vor ihnen nur in Passivität und Selbstbespiegelung retten können. Orwell befürchtete, daß die Wahrheit vor uns verheimlicht werden könnte, Huxley befürchtet, daß die Wahrheit in einem Meer von Belanglosigkeiten untergehen könnte⁶.

Neil Postman warnt nicht nur vor dem heimlichen Diktator „Medien“, der nichts mehr verbieten muss, weil ohnehin schon alles belanglos ist, er prophezeit auch das „Verschwinden der Kindheit“⁷.

⁶ Vgl. N. Postman, *Wir amüsieren uns zu Tode*, Frankfurt a. M. 1991, S. 7 f.

⁷ N. Postman, *Vom Verschwinden der Kindheit*, Frankfurt a. M. 1987. Zu den Medientheorien vgl. P. Ludes, *Einführung in die Medienwissenschaft. Entwicklungen und Theorien*, Berlin 1998.

Kindheit ist nach Postman keine biologische Kategorie, sondern ein gesellschaftliches Kunstprodukt. Die Idee der Kindheit bildete sich erst im 16. Jahrhundert heraus – als Folge des Buchdrucks. Lesen musste man lernen. Diese Fähigkeit grenzte die Erwachsenen von den Kindern ab. Regeln und Zusammenhänge der Erwachsenenwelt können Kinder seitdem nur über den Zugang zur Schriftsprache bekommen.

Vor der Erfindung der Druckerpresse wurden Kinder zu Erwachsenen, indem sie sprechen lernten, wozu jeder Mensch biologisch programmiert ist. Nach der Erfindung der Druckerpresse mußten sich die Kinder die Erwachsenenheit erwerben, indem sie sich die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben aneigneten, wozu die Menschen nicht biologisch programmiert sind. Deshalb mußte die Schule geschaffen werden⁸.

Ihre Hochphase hatte die Kindheit nach Postman zwischen 1850 und 1950. Mit dem Fernsehen begann das Verschwinden der Kindheit. Als im Wesentlichen nicht sprachliches, visuelles Medium spricht es Emotionen, nicht das Denken an und bedarf keiner Anleitung und keines Unterrichts. „Fernsehen setzt keine Fertigkeiten voraus und fördert auch keine“. Es liefert Informationen in einer Form, die jedem in gleichem Maße zugänglich ist. Fernsehen löst also die Trennungslinie zwischen Kindern und Erwachsenen auf. Vor allem aber macht es das Fernsehen unmöglich, Kindern stufenweise, ihren angenommenen psychischen Fähigkeiten entsprechend, die Geheimnisse des Lebens zu enthüllen. „Das Fernsehen zwingt die Kultur, alle ihre Geheimnisse zu offenbaren“. Nach und nach übersteigt es jede Reizschwelle, bricht jedes Tabu. Damit kreiert es einen neuen Menschentypus: den „Kind-Erwachsenen“. Gegen diese Egalisierung von Kindheit und Erwachsenenalter erhebt Postman Einspruch.

In seinem zweiten Buch „Wir amüsieren uns zu Tode“ führt er seine Medienkritik weiter und beschäftigt sich mit den Gefahren der Unterhaltungsindustrie. Seit der Erfindung des Fernsehens komme es nicht mehr auf die Programmatik an, sondern auf die Kosmetik, in der man sich auskennen muss. Die meisten Journalisten verbringen mehr Zeit unter ihrem Fön als über ihren Skripten. Auf die kirchlichen Nachrichten und Zusammenhänge wirkt sich das folgendermaßen aus:

- Im Fernsehen wird auch die Religion einschränkungslos ohne jede Nachsicht als Unterhaltung präsentiert. Alles, was aus der Religionsausübung ein geschichtlich begründetes, ein innig erlebtes und geheiligtetes Handeln macht, ist abgedunkelt; da gibt es kein Ritual und kein Dogma, keine Tradition und keine Theologie und vor allem keinen Sinn für spirituelle Transzendenz.
- Der Bildschirm hat selber eine starke Tendenz zu einer Psychologie der Diesseitigkeit. Er ist so sehr mit unseren Erinnerungen an profane Sendungen gesättigt, so eng mit der Welt der Werbung und der Unterhaltung verbunden, dass es schwer fällt, ihn in einen Rahmen für sakrale Vorgänge

⁸ N. Postman, *Vom Verschwinden...*, S. 170.

zu verwandeln. Der Zuschauer ist jederzeit in der Lage, mit einem einfachen Tastendruck ein anderes, diesseitiges Ereignis auf den Bildschirm zu holen – ein Hockeyspiel, einen Werbespot, einen Zeichentrickfilm.

- Im Fernsehen gelten drei Gesetze:

- Du sollst nichts voraussetzen.

Jede Sendung muss eine in sich geschlossene Einheit sein. Vorwissen darf nicht verlangt werden. Nichts darf darauf hinweisen, dass Lernen ein Gebäude ist, das auf einem Fundament steht. Dem Lernenden muss jederzeit Zutritt gewährt werden, ohne dass er dadurch benachteiligt wäre. Deshalb wird man es nie erleben, dass eine Sendung mit dem Hinweis beginnt, für diejenigen Zuschauer, die die früheren Sendungen nicht gesehen haben, sei die nun folgende sinnlos. Das Fernsehen ist ein ungestuftes Curriculum und nie und aus keinem Grund würde es einen Zuschauer ausschließen. Mit anderen Worten: Indem es die Idee der Folgerichtigkeit und Kontinuität von Bildungsprozessen beiseite schiebt, untergräbt das Fernsehen die Vorstellung, Folgerichtigkeit und Kontinuität hätten etwas mit dem Denken zu tun.

- Du sollst nicht irritieren.

Im „Fernsehunterricht“ ist die Irritation der kürzeste Weg zu niedrigen Einschaltquoten. Ein irritierter Fernsehschüler ist ein Schüler, der auf einen anderen Sender umschaltet. Die Sendungen dürfen also nichts enthalten, was man behalten, studieren, mit Fleiß verfolgen oder geduldig erarbeiten müsste. Man geht davon aus, dass jede Information, jeder Bericht, jeder Gedanke unmittelbar zugänglich gemacht werden kann, denn nicht die Entwicklung des Lernenden, sondern seine Zufriedenheit ist entscheidend.

- Du sollst alle Erörterungen und Argumente meiden wie die Zehn Plagen, die Ägypten heimsuchten.

Von allen Feinden des „Fernsehunterrichts“, zu denen auch die Kontinuität und die Irritation gehören, ist die Erörterung der furchtbarste. Argumente, Hypothesen, Darlegungen, Gründe, Widerlegungen und all die anderen traditionellen Instrumente eines vernünftigen Diskurses lassen das Fernsehen zum Radio werden, schlimmer, sie machen aus ihm ein drittklassiges Druckerzeugnis. Deshalb erfolgt der „Fernsehunterricht“ stets in der Form von Geschichtenerzählen, geleitet von dynamischen Bildern und von Musik unterstützt.

Ähnliche Skepsis gegenüber den Medien äußert der englische Wissenschaftler George Steiner, der in Cambridge und Genf vergleichende Literaturwissenschaften lehrt:

Der Geist unseres Zeitalters ist der des Journalismus. Der Journalismus drängt sich in jede Spalte und jeden Riss unseres Bewusstseins. Das geschieht, weil Presse

und Fernsehen mehr als nur technische Instrumente und kommerzielle Unternehmen darstellen. Die Phänomenologie des Journalistischen ist an ihren Wurzeln in bestimmtem Sinne metaphysischer Natur. Sie artikuliert eine Erkenntnistheorie und eine Ethik trügerischer Zeitlichkeit. Journalistische Darstellung erzeugt eine Zeitlichkeit gleichwertiger Augenblicklichkeit. Alle Dinge sind von mehr oder weniger gleicher Wichtigkeit; alle sind nur von Tageswert. Dementsprechend wird der Inhalt, die mögliche Bedeutsamkeit des Materials, das der Journalismus vermittelt, am Tag danach „verramscht“. [...] Politische Ungeheuerlichkeiten und ein Zirkus, die Sprünge der Wissenschaft wie die von Athleten, Apokalypse und Verdauungsbeschwerden bekommen den gleichen „Biß“. Paradoxerweise hat diese Monotonie anschaulicher Dringlichkeit eine Anästhesie zur Folge. Das Äußerste an Schönheit oder Schrecken kommt in den Reißwolf, wenn der Tag sich neigt⁹.

Im Zeitalter des Journalismus wird alles, was gemeldet wird, gleich-gültig. Alles gilt einen Tag lang. Diese ephemere Perspektive ergreift alle Bereiche des Lebens. Ist also das Religiöse – wenn es sich den Medien preisgibt – auch nur eine morgen schon unwichtige Tagesmeldung?

Medien als Wirk-lichkeit: Medienwirkungsforschung

Bei aller Kritik an den Eigengesetzlichkeiten und Methoden der massenmedialen Kommunikation bleibt letztlich die Frage offen, wie diese Medien tatsächlich auf die Menschen wirken. Gingen die Medienwirkungsforscher noch vor einigen Jahrzehnten vom Stimulus-Response-Modell aus – das Medium ist die listige Schlange, der der Rezipient als bedrohtes Kaninchen hilflos ausgeliefert ist – zeichnen sich heute deutlich andere Positionen ab. So hatte auch Hans Magnus Enzensberger im Jahre 1970 noch die Allmacht der Medien befürchtet und dagegen in seinem „Baukasten zu einer Theorie der Medien“ eine kritische Medientheorie entworfen. Zwanzig Jahre später bezeichnete derselbe Enzensberger in seinem Buch „Mittelmaß und Wahn“¹⁰ das Fernsehen als „Nullmedium“. Seiner Meinung nach könnte man es aufgrund seiner Wirkungslosigkeit durch einen schwarzen Kasten ersetzen. Enzensberger erklärt damit folgende vier Klagen, die es immer neuen Medien gegenüber gegeben habe, als überholt:

- Die Manipulationsthese, die von der agitatorischen Wirkung der Medien gegenüber einem passiv gedeuteten Publikum ausgeht;
- die Nachahmungsthese, die die Gewöhnung an Verantwortungslosigkeit, Verbrechen und Gewalt unterstellt;
- die Simulationsthese, die den Verlust der Unterscheidungsfähigkeit zwischen Wirklichkeit und Fiktion beklagt;

⁹ G. Steiner, *Von realer Gegenwart*, München 1990, 43 f.

¹⁰ H.M. Enzensberger, *Mittelmaß und Wahn. Gesammelte Zerstreuungen*, Frankfurt a. M. 1991.

- die Verdummungsthese, die die Einebnung des kritischen Unterscheidungsvermögens beim Rezipienten unterstellt.

Das Fernsehen ist – so Enzensberger – dagegen ein Nullmedium: Man schaltet es an, um abzuschalten.

In der Zwischenzeit hat Enzensberger sein Thesenrepertoire um den sekundären Analphabeten erweitert. Die Mediengesellschaft gebiert einen neuen Typus Mensch, der sich an das Konsumprofil einer Medien- und Konsumgesellschaft angepasst hat, ohne dabei einen Mangel zu empfinden.

Er hat es gut, denn er leidet nicht unter dem Gedächtnisschwund, an dem er leidet; dass er über keinen Eigensinn verfügt, erleichtert ihn; dass er sich auf nichts konzentrieren kann, weiß er zu schätzen, dass er nicht weiß und nicht versteht, was mit ihm geschieht, hält er für einen Vorzug. Er ist mobil. Er ist anpassungsfähig. Er verfügt über ein beträchtliches Durchsetzungsvermögen. Wir brauchen uns also keine Sorgen um ihn zu machen. Zu seinem Wohlbefinden trägt bei, dass der sekundäre Analphabet keine Ahnung davon hat, dass er ein sekundärer Analphabet ist. Er hält sich für wohlinformiert, kann Gebrauchsanweisungen, Piktogramme und Schecks entziffern und bewegt sich in einer Umwelt, die ihn hermetisch gegen jede Anfechtung seines Bewusstseins abschottet. Daß er an seiner Umgebung scheitert, ist undenkbar. Sie hat ihn ja hervorgebracht und ausgebildet, um ihren störungsfreien Fortbestand zu garantieren. Der sekundäre Analphabet ist das Produkt einer neuen Phase der Industrialisierung. Eine Wirtschaft, deren Problem nicht mehr die Produktion, sondern der Absatz ist, kann keine disziplinierte Reservearmee mehr brauchen. Sie benötigt qualifizierte Konsumenten. Mit dem klassischen Produktionsarbeiter und Büroangestellten wird auch das rigide Training überflüssig, dem sie unterworfen waren, und das Alphabetentum wird zu einer Fessel, die es möglichst rasch abzustreifen gilt. Gleichzeitig mit dieser Problemstellung hat unsere Technologie auch die adäquate Lösung entwickelt. Das ideale Medium für den sekundären Analphabeten ist das Fernsehen¹¹.

Bei allem Auf und Ab seiner medientheoretischen Einlassungen rät Enzensberger zu einer Gelassenheit gegenüber den Medien. Weder apokalyptische Szenarien noch Kulturpessimismus noch Heilserwartungen sind angesagt. Das Leben vor dem Tod, also der Alltag mit all seinen Herausforderungen wird den Primat auch weiterhin behalten.

Auch wenn die Gotteshäuser leer sind und die Bauernhäuser sich in Ferienwohnungen verwandeln, spricht manches für den Rat, die Kirche im Dorf zu lassen. Medien spielen eine zentrale Rolle in der menschlichen Existenz, und ihre rasante Entwicklung führt zu Veränderungen, die niemand wirklich abschätzen kann. Medienpropheten, die sich und uns entweder die Apokalypse oder die Erlösung von allen Übeln weissagen, sollten wir jedoch der Lächerlichkeit preisgeben, die sie verdienen. Die Fähigkeit, eine Pfeife vom Bild einer Pfeife zu unterscheiden, ist weit

¹¹ Ebd., S. 67 f.

verbreitet. Wer Cybersex mit Liebe verwechselt, ist reif für die Psychiatrie. Auf die Trägheit des Körpers ist Verlaß. Das Zahnweh ist nicht virtuell. Wer hungert, wird von Simulationen nicht satt. Der eigene Tod ist kein Medienereignis. Doch doch, es gibt ein Leben diesseits der digitalen Welt: das einzige, das wir haben¹².

Bei all diesen klugen, aber durchaus ironischen Seitenhieben auf die Überschätzung von Medientheorien übersieht Enzensberger allerdings die doppelte Funktion des Fernsehens: Es hat durchaus die Funktion des Abschaltens, des Nullmediums, aber neben der Entspannungserwartung transportiert es auch eine Anspannungshoffnung; wenn der Tag zuwenig ereignisreich war, wird vom Medium ein Ausgleich an Ereignisquanten erwartet. Gerade in dieser Doppelfunktion von Anspannung und Entspannung beruht der Erfolg des Fernsehens. Wirklichkeitsnäher – und für den Prediger relevant – ist also die Deutung, dass das Fernsehen durchaus beträchtliche Wirkungen hat, dass aber der Rezipient sich auf die verschiedenste Weise vor diesen Wirkungen zu schützen vermag.

Das belegen Ergebnisse des Hamburger Freizeitforschers Horst W. Opaschowski¹³: Er spricht von einer neuen Fernsehgeneration. Fernsehen pur ist immer weniger gefragt. Fernsehen ist zwar immer noch die am häufigsten genannte Freizeitbeschäftigung, aber immer weniger konzentrieren sich darauf: die Männer lesen Zeitung, die Frauen bauen sich ihr Bügelbrett auf oder legen sich eine Gesichtsmaske auf. Das „Beamtenverhältnis“ der ersten Fernsehgeneration ist demnach aufgekündigt. Für zwei Drittel der Bevölkerung ist das Fernsehen zur Nebensache geworden. Sie üben den sanften Fernsehboykott als Selbstschutz.

Weiterhin hat die Fernsehforschung ergeben, dass die vor dem Gerät verbrachte Zeit nicht automatisch mit der Zunahme der zu empfangenden Sender steigt. Vielmehr ändert sich das Rezipientenverhalten; ein sehr sprunghafter, willkürlicher Umgang mit dem Instrument Fernbedienung zeichnet sich ab, der deutlich macht: gezielte Auswahl und damit verbundenes vollständiges Sehen ganzer Sendungen wird immer mehr zur Ausnahme. Das Herumhüpfen zwischen verschiedenen Sendungen bei abnehmendem Interesse am laufenden Programm führt zu einer Art mosaikhafter Wahrnehmung. Die „5-Minuten-Happen-Kultur“ zeichnet sich ab. Das Zapping prägt die Wahrnehmungsmuster, die immer mehr action-orientiert werden. Daher müssen Sendungen – nicht nur Spiel- und Talkshows, sondern auch Nachrichten – einen „Anmachcharakter“ entwickeln, um Zuschauer halten zu können. Diese aggressive Form des Fernsehens lässt auch andere Kommunikationsformen nicht unberührt.

¹² Ebd., S. 128 f.

¹³ Vgl. zum Folgenden H. Opaschowski, *Deutschland 2020. Wie wir morgen leben – Prognosen der Wissenschaft*, Wiesbaden 2004.

Konsequenzen für die Sprache

Der Sprachstil der Massenmedien führt zu einer Vergröberung der Sprache: Sprache wird zur Anmache, sie muss den Zuschauer durch schrille Töne nicht nur bei der Sache, sondern vor allem bei der Sendung halten.

Kommunikation muss sich an ihrem Unterhaltungswert messen lassen. Das Diktat des Entertainment ergreift auch andere Sektoren, etwa den Schulunterricht, die Erziehung in den Familien, die Predigt: Der Gottschalk auf der Kanzel erscheint am Horizont. Die Predigt wird zur sanften Operette, an deren Ende dann der pneumatische Blattschuss steht.

Die Medienforscherin Herta Sturm spricht in ihrer Analyse von so genannten „Fernsehdiktaten“. Sie meint damit, dass durch die Bild-Wort-Rasanz das innere Kommentieren der Zuschauer immer mehr verloren geht. Die Informationen werden vergessen, behalten werden nur die Emotionen. Diese Kenntnis machen sich wiederum die Medien zunutze und setzen nur noch auf Emotionen.

Es gibt mittlerweile so etwas wie ein journalistisches Kirchenjahr. An den Hochfesten Ostern, Pfingsten und Weihnachten erscheinen häufig Titelstorys von Magazinen bzw. Features im Fernsehen, die Kritik am Glauben bzw. am vermeintlichen Aberglauben der kirchlich noch Gebundenen üben. Dieses Phänomen muss gesehen werden, weil die Menschen, die an diesen Hochfesten den Gottesdienst besuchen, auch Rezipienten solcher Beiträge sind.

Durch die Mediengesellschaft verändert sich die Sprache des Lehramts. Man könnte Dogmatik und dogmatisches Sprechen zugespitzt als das „Letzte“ bezeichnen, heute aber wird es das Erste. Als Abwehr gegen eine übersteigerte Form des medialen Diskurses, der im Grunde genommen alle Voraussetzungen leugnet, wird insgeheim das Sprechen des Lehramts mit beeinflusst. Es wird definitiver als es eigentlich sein müsste¹⁴.

Wie kann unter diesen Bedingungen der Mediengesellschaft eine Predigttheorie aussehen? Obwohl sich die Predigt nie den gängigen Kommunikationsbedingungen gebeugt hat, bleibt sie von ihnen auch nicht unbeeinflusst. Heute in der Mediengesellschaft zu predigen verlangt, die abnehmende auditive und visuelle Konzentration nicht nur zu beklagen, sondern produktiv aufzubrechen. Einen interessanten Versuch macht dabei die semiotische Homiletik: Sie geht davon aus, dass die Wirkungsarmut der Predigt nicht nur – wie immer wieder beteuert – mit den unausweichlichen Säkularisierungsbedingungen zu tun hat, sondern mit dem Ansatz einer Predigtlehre, die rundes Reden zur Vorschrift erhebt und die Predigt zu einem Genus macht, das auf Abschotten durch Redundanz und eindeutiges Sprechen setzt. Die Erkenntnis der Kommunikationspsychologie, dass der Mensch

¹⁴ Vgl. beispielhaft dazu nur die Instruktion zur kirchlichen Berufung des Theologen von 1990 als Reaktion auf die Kölner Erklärung und Perhorreszierung der Medien.

nicht kommunizieren kann (Paul Watzlawick), würde es aber eher nahe legen, nicht nur auf den in das Manuskript investierten theologischen Gehalt die alleinige Aufmerksamkeit zu richten, sondern auch die Gestalt der Predigt mit zu bedenken, die letztlich vom Hörer mitproduziert wird. Bei der Predigt geht es also nicht nur um ein „Manuskript“ (etwas vom Prediger Geschriebenes), sondern auch um ein „Auredit“ (das vom Ohr des Hörers Wahrgenommene). Eine Predigt im Medienzeitalter hat eher von einer ambiguitären Predigt auszugehen: Die Predigt kann gar nicht vom Prediger zu Ende geführt werden, sondern braucht die notwendige Zutat des Hörers. Diese Zutat soll also nicht nur in Rechnung gestellt, sie muss gezielt provoziert werden.

In eine ambiguitäre Predigt zu investieren, sei es in ihre Theorie oder einen entsprechenden, als Idiolekt konzipierten Entwurf, heißt Ernst zu machen mit der Erkenntnis, dass Interpretationsbedürftigkeit und -fähigkeit keine Mangelerscheinungen der Botschaft, sondern [...] die Voraussetzungen ihrer Relevanz sind¹⁵.

Eine weitere Herausforderung an den Prediger stellt heute die Unterhaltungsdimension vieler Sendungen dar. Muss daher nicht auch die Predigt unterhaltsamer werden? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, lohnt es sich, den Begriff „Unterhaltung“ einmal kritisch unter die Lupe zu nehmen. Das Wort selbst umspannt den älteren Sinn von Kurzweil und Ergötzen mit dem jüngeren Sinn von Unterhalt im Sinne von „am Leben erhalten“. Das Wort Unterhaltung bindet also drei Bedeutungen zusammen: Es meint zunächst die Unterhaltung als Gespräch, den small talk auf der Straße, den Meinungsaustausch. Daneben steckt darin der Begriff „Unterhalt“: jemanden mit Nahrung versorgen, ihn ernähren. Seit dem 17. Jahrhundert umschreibt Unterhaltung auch das eskapistische Unterfangen, durch das die Langeweile des Adels am Hofe gebannt werden sollte. Unterhaltung wird zur Flucht, zur wattierenden Polsterung vor dem Realitätsprinzip.

„Unterhaltsam predigen“ könnte also heißen, die dialogischen und nutritiven Aspekte der Kommunikation gegen den Eskapismus, gegen das Sedativum der Berieselung zur Geltung zu bringen. Unterhaltsam, also nährend ist es, die Doppeldeutigkeit der Wirklichkeit nicht auszublenden, keine „Schlagersprache“ zu entwickeln, wo alles auf Liebe und Glück reduziert wird, sondern die Eindeutigkeit durch Differenzierung zu erreichen, nicht durch harmonieselige Vereinfachung, Vertrauen zu erwecken, ohne die Angst wegzuschminken (Manfred Josuttis). Gegen den trivialen Teppich der gleichen Fäden sind die vielfältigen Fäden des Lebens zu verweben und in das Gewobene (den Text) aufzunehmen¹⁶.

¹⁵ W. Engemann, *Semiotische Homiletik. Prämissen–Analysen–Konsequenzen*, Tübingen 1993, S. 197.

¹⁶ Vgl. dazu E. Garhammer, *Verkündigung als Last und Lust. Eine praktische Homiletik*, Regensburg 1997, S. 126–131.

Letztlich wird es – auch in unserer von Massenmedien geprägten Gesellschaft – beim Predigen darum gehen, nicht in eine Konkurrenz mit den Medien zu treten. Jörg Zink hat seine Erfahrungen so zusammengefasst:

Am Ende, nach vierzig Jahren Mitwirkung in Rundfunk und Fernsehen, möchte ich sagen: Ich kann mir eine Kirche vorstellen, die auf Presse, Rundfunk, Fernsehen, Schallplatte und was immer verzichtet und dabei in vollem, rundem und klarem Sinn Kirche bleibt. In der das Evangelium verkündet und die Sakramente gespendet, die Leidenden getröstet werden und die Kranken besucht und den Armen die Liebe Gottes nahegebracht wird. Sie wird auch ohne alle mediale Vermittlung Kirche sein.

Ich bin aber ebenso sicher, daß eine Kirche, die sich erfolgreich über das Medium vermittelt, in der man aber alte Frauen in ihren Dachstuben nicht mehr besucht, in der man nicht mehr im Krankenhaus von Bett zu Bett geht, in der der Pfarrer nicht mehr bereit ist, mühsame Gespräche zu führen oder widerspenstige Kinder zu unterrichten, ihr Wesen als Kirche verliert. Was hülfte es ihr, wenn sie die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an ihrem Auftrag?

Zuletzt ist alles einfach. Evangelium, Botschaft eines Pfarrers, ist daran erkenntlich, daß es entlastet, daß es heilt, daß es befreit und daß es in das Leben, in das praktische, das Mühsame, das elende, das Leben wie es ist, einübt. Man muß die Menschen lieben, um über das Medium zu sagen, was gesagt werden muß und kann. Antoine de Saint-Exupéry hat den Wunsch, dies zu tun, in die Worte gefaßt: „Herr, leihe mir ein Stücke deines Mantels, ich möchte alle Menschen mit der Last ihrer großen Sehnsucht darunter bergen“¹⁷.

Das kirchliche Umfeld

Neben dem gesellschaftlichen prägt nicht zuletzt das kirchliche Umfeld die Situation der Predigt. Christiane Bundschuh-Schramm unterscheidet darin die kirchliche und religiöse Großwetterlage, die ekklesialen Bedingungen der Predigt und die Situation des Gottesdienstes.

Die kirchliche Großwetterlage ist bestimmt von der strukturellen Pluralisierung der Gesellschaft. Die Kirche ist nur noch eine Sinnprovinz neben anderen, sie macht Angebote auf dem religiösen Markt, die unter Qualitätsdruck („Ich zahle schließlich meinen Beitrag...“), Plausibilitätsdruck („Was bringt mir das?“) und Erlebnisdruck („Schön muss es sein!“) stehen. Konsumentinnen und Konsumenten erwarten professionelle Qualität statt autoritärer Argumente, sie möchten persönlich ernst genommen werden und hoffen statt theoretischer Gedankenspiele auf einen Impuls, der ihnen weiterhilft. Larmoyanz gegenüber diesen angeblich übersteigerten Erwartungen ist allerdings nicht angebracht. Vielmehr zeigen die

¹⁷ J. Zink, *Sieh nach den Sternen – gib acht auf die Gassen. Erinnerungen*, Stuttgart 1992, S. 236 f.

genannten Wünsche, dass gerade die Predigt als besondere Form der kirchlichen Kommunikation mit Hörerinnen und Hörern rechnen muss, die sich nicht bloß abspesen, sondern ansprechen und anfragen lassen wollen.

Einflussreich sind daneben die kirchlichen Rahmenbedingungen für die Predigt. Durch die rechtlich klar formulierte Anbindung der Predigt ans das kirchliche Amt (CIC can. 767 §1) und eine teilweise entgegenstehende Praxis vor Ort spielen die Konflikte um Laien- bzw. Frauenpredigt eine nicht geringe Rolle.

Das ausdrückliche Predigtverbot durch die Deutschen Bischöfe wurde in vielen Diözesen entweder überhaupt nicht umgesetzt, oder im Laufe der Zeit dem Vergessen anheimgegeben. Die „Laien“ übernehmen die Rolle des Predigers in der Eucharistiefeier jedoch unter mehrdimensionalem Vorbehalt (Stellenwechsel, Druck von Gemeindegliedern, neue Diözesanleitung). Die Praxis der Nicht-beachtung des can. 767 § 1 ist somit keine befriedigende Lösung. Die Möglichkeit einer Statio widerspricht der Dramaturgie des Gottesdienstes. Rolf Zerfaß' Vorschlag, Laien sollten nach der Lesung zur Lesung predigen, führt zu einer Zwei-Klassen-Predigt [...]. Der andauernde Priestermangel gewährt zwar einen Problemaufschub, aber keine Rollensicherheit für die Betroffenen¹⁸.

Wenn auch eine wirklich zufrieden stellende Lösung für dieses Problemfeld noch aussteht, ist es dennoch wichtig, dafür aufmerksam zu sein und innerhalb der Gemeinden zu transparenten Entscheidungen zu gelangen.

Als Form der öffentlichen Rede muss sich die Predigt nicht nur an medialen Kommunikationsstrukturen messen lassen. Auch ihre besondere Funktion innerhalb der Liturgie ist zu bedenken. Dabei kommt es gerade der Predigt zu, die Brücke zu schlagen zwischen Liturgie und Leben, zwischen dem Geheimnis Gottes und seinen Spuren in der Welt. Diese dynamische Aufgabe kann sie jedoch nur schwer erfüllen, wenn sie als „eingebettet in die rituellen Vollzüge“ selbst zum Ritual wird (Bundschuh-Schramm). Ihr Ort in der Liturgie und im Kirchenraum kann deshalb flexibel sein. Eine Predigt muss ihren Platz nicht immer hinter dem Ambo haben. Wer dafür einsteht, dass Gott in seinem Wort den Menschen nahe kommt, der darf diesen Menschen auch räumlich nahe treten. So kommt – ohne die Sicherheit des Rituals gering zu schätzen – die Predigt ihrem Ziel entgegen, so von Gott zu sprechen, dass sich etwas ändern kann.

ICH ALS PREDIGER / PREDIGERIN

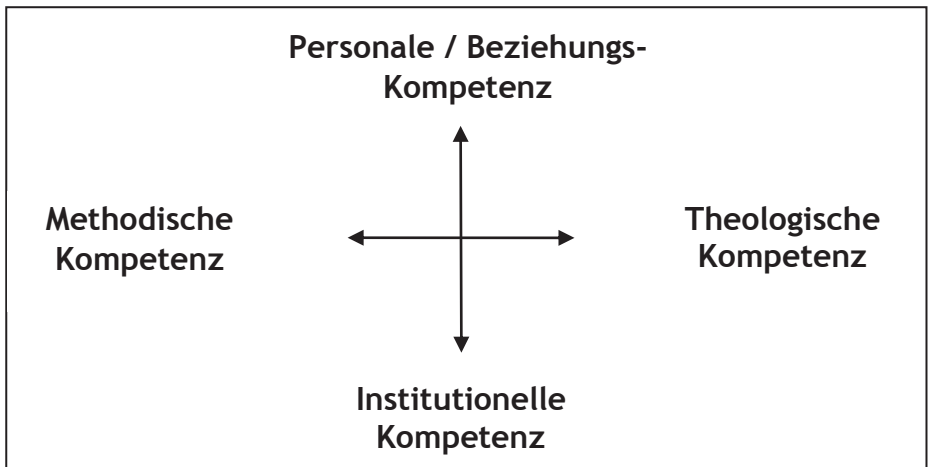
Das gesellschaftliche und kirchliche Umfeld sind nicht die einzigen Kontexte, die die Predigt in ihrer Form und ihrem Inhalt prägen. Nicht zuletzt ist es der Prediger selbst, der als „sichtbare Gestalt“ hinter der Botschaft stehen muss, die er bezeugt. Die Predigt ist für ihn nicht nur eine Rede von Gott, sie ist *seine* Rede

¹⁸ Ch. Bundschuh-Schramm, *Konkretion...*, S. 441.

von Gott. In seinen Worten begegnet seine Person, sein Gottesbild, seine Rolle in der Gemeinde¹⁹. Er steht der Gemeinde Rede und Antwort und damit vor ihr in Verantwortung. Um ihr gerecht zu werden, bedarf es einer vierdimensionalen Kompetenz, die Klaus Müller in seiner Homiletik darlegt²⁰.

Kompetenzen

Müller unterscheidet vier Kompetenzen, von denen jeweils zwei besonders aufeinander verwiesen sind: Das sind zum einen die thematische und die methodische Kompetenz, zum anderen die institutionelle und die personale Kompetenz.



Thematische Kompetenz

Es ist selbstverständlich, dass Predigerinnen und Prediger für ihren Dienst eine fundierte theologische Ausbildung mitbringen. Sie befähigt zum verantwortungsvollen Umgang mit der Schrift und dem Glauben ihrer Hörerinnen und Hörer. Der „Respekt vor dem biblischen Wort“ und das „Welt-Wissen“ sind die beiden Korrektive, die verhindern sollen, dass die Predigt entweder die Sache des Textes missachtet oder die Sache der Menschen überhört. Die Theologie – und im Besonderen die Exegese – gibt nicht unbedingt vor, was zu sagen ist, aber sie macht klar, was nicht gesagt werden darf. Müller betont, dass „Predigende persönlich für das

¹⁹ Vgl. W. Engemann, *Persönlichkeitsstruktur und Predigt. Homiletik aus transaktionsanalytischer Sicht*, Leipzig 1992.

²⁰ Vgl. K. Müller, *Homiletik. Ein Handbuch für kritische Zeiten*, Regensburg 1994, S. 146–178.

haften, was sie durch selbstverschuldete theologische und pastorale Unkenntnis in einer Menschenseele möglicherweise anrichten“²¹.

Methodische Kompetenz

In diesen Bereich gehört vor allem das Wissen um die Grundlagen der Kommunikation und Rhetorik. Daneben gelten vier fundamentale methodische Grundgesetze:

- Ich sage, was ich sagen kann. Sowohl persönlich wie theologisch. Denn nur dadurch wird meine Predigt authentisch.
- Ich weiß, was ich will. Meine Predigt hat ein Ziel, zu dem ich meine Hörerinnen und Hörer mitnehme. Ich verwirre und ermüde sie nicht durch unnötige Umwege.
- Ich predige nicht (über) mich selbst. Wo wirklich Authentisches zur Geltung kommt, muss es nicht zum Thema gemacht werden. Es zeigt sich²².
- Ich übe mich in Demut. Denn das ist unser Glaube: Das Unscheinbare hat Gott erhöht.

Personale / Beziehungskompetenz

Schon Gregor der Große (ca. 540–604) schrieb in seiner Pastoralregel, der Prediger müsse mehr durch seine Taten als durch seine Worte sprechen, und verkündigend sozusagen richtungsweisende Spuren legen, denn

auch der Hahn, den der Herr in seiner Rede gebraucht, um das Bild eines guten Predigers zu zeichnen, schüttelt zuerst die Flügel, wenn er seinen Ruf ertönen lassen will, und schlägt sich selbst, um seine Wachsamkeit zu erhöhen. Denn es müssen diejenigen, welche durch die Worte heiliger Predigt wirken wollen, zuerst selbst durch Eifer in guten Werken wach sein, damit sie nicht mit Worten andere wecken, während sie selbst in ihren Werken schlafen²³.

Die persönliche Glaubens- und Lebenserfahrung und -praxis hat hier ihren Platz. Von ihr muss gedeckt sein, was gesagt wird: „Ich bin, was ich sage, aber ich sage nicht immer, was ich bin“ (Helga Lemke).

Diese Forderung nach persönlicher Authentizität hat aber nicht nur für den Inhalt Folgen, sondern auch für die Form der Predigt. Ihre Sprache darf sich nicht allein auf korrekte Vermittlung von Begriffen beschränken, vielmehr geht

²¹ Ebd., S. 150.

²² Vgl. F. Schulz von Thun, *Was geschieht, wenn wir predigen? Kleines kommunikationswissenschaftliches Kolloquium*, in: „Bibel und Liturgie“ 63 (1990) S. 201–211, hier S. 207 f.

²³ Gregor der Große, *Pastoralregel* III, 40 (übersetzt nach BKV, *Gregor der Große*, Bd. 2, 263), zitiert nach K. Müller, *Homiletik...*, S. 159.

es darum, „das Herz des Volkes zu berühren [...] und zu rühren, also eine aus dem Grunde des Herzens sich erhebende Verwandlung zu veranlassen“²⁴, wie es schon Johann Michael Sailer fordert. Das verlangt vom Predigenden, sich sprachlich und emotional auf die Seite seiner Hörerinnen und Hörer zu stellen.

Institutionelle Kompetenz

Durch Weihe oder Beauftragung sind Priester, Diakone oder Laien in der Kirche zum Predigen legitimiert. Diese verliehene institutionelle Kompetenz ist quasi „die letzte“. Sie ist die Bestätigung für das Vorhandensein der drei anderen, nicht ihr Ersatz. Durch sie wird die Person mit einer Rolle verbunden, die ihr im Rahmen der Kirche bzw. der Gemeinde zukommt. Diese Rolle ist zwar vom Einzelnen in einem gewissen Rahmen gestaltbar, verzichtbar ist sie aber nicht. Sie ist für Prediger wie Hörer eine wichtige Hilfe: Für die einen bedeutet sie Rückendeckung durch die Institution, für die anderen weist sie den Prediger als offiziell legitimiert aus.

Weil diese kirchenamtliche bzw. gemeindliche Rolle eine so große Rolle spielt, ist es notwendig, sich als Predigerin und Prediger ihrer Bedeutung bewusst zu sein. So muss die Predigt eines Pfarrers eine andere sein als die der Gemeindereferentin, die der Pastoralreferentin eine andere als die des Diakons. Jeder von ihnen spricht in einer besonderen Verantwortung für die ihm anvertrauten Menschen. Ihre Freuden und Sehnsüchte, ihre Widerstände und Ängste dürfen sie in der Predigt wieder finden. Ein Diakon, der das Evangelium vom barmherzigen Vater exegetisch fundiert auslegt, aber die Not in den Familien der Gemeinde mit keinem Wort erwähnt, bleibt hinter dem Anspruch seines Amtes zurück.

Gefahren und Versuchungen

Mit seinen vier grundlegenden Kompetenzen stellt Müller quasi Wegweiser für den Prediger auf. Eine Orientierungshilfe sind darüber hinaus auch Warnschilder, die auf Versuchungen und Gefahren hinweisen, denen der Predigende ausgesetzt ist. Gerade die häufig ohne konstruktive Rückmeldung erfolgende monologische Redeform der Predigt ist sehr anfällig für Floskeln und Belehrungen, die sich ungewollt in die Verkündigung einschleichen. Schon der Volksmund weiß, dass man aus Fehlern klug werden kann – es müssen auch nicht die eigenen sein.

Michael Herbst und Matthias Schneider weisen in ihrem Arbeitsbuch auf zwölf verbreitete Pleiten, Pech und Pannen hin. Unter anderem warnen sie dabei vor der „Sprache Kanaans“, die mit ihren klerikal-biblischen Floskeln nur noch den religiös Sozialisierten etwas sagt: „Natürlich wissen wir auch alle, wer der, reiche

²⁴ J.M. Sailer, *Neue Beiträge zur Bildung der Geistlichen. Neue, rev. und verm. Auflage* („Sämtliche Werke“ 19), Sulzbach 1839, S. 65 f.

Jüngling‘ und die ‚blutflüssige Frau‘ waren. Die ‚Epheser‘ sind uns so vertraut wie der FC Bayern. Wir danken Gott nicht, sondern bitten ihn: ‚Hab Dank‘²⁵. Auch fehlende Konkretionen und mangelnder Erfahrungsbezug („Gott ist uns nicht nur nah, sondern ganz nah“), die falsche Verwendung von Metaphern („Der junge Inder, dem ich das Evangelium verkündete, wollte mich adoptieren“), Unterstellungen an die Hörerinnen und Hörer („Sind wir nicht alle immer wieder ...“) sowie Pauschalisierungen und Wortgötzen (Freiheit, Friede, Bewahrung der Schöpfung, Betroffenheit) finden sich in ihrem Lasterkatalog.

Der emeritierte Würzburger Homiletiker Rolf Zerfaß²⁶ benennt drei Versuchungen, denen der Prediger in seiner besonderen Rolle bei der Verkündigung begegnet. Denn Predigt ist Intervention, sie ist nichts Harmloses, sondern immer ein Dazwischengehen und Sicheinmischen. Es ist allerdings nicht die Einmischung eines Besserwissers oder Experten, sondern die Einmischung eines Mitbetroffenen, der das Wort Gottes in das Dickicht der Gegenwart stellt. Der Predigt ist somit jede überhebliche Geste fremd. „Was sie freilegt, ist nicht einfach die Schädlichkeit des Menschen hinter einer mühsam aufrecht erhaltenen Fassade, sondern die Not dessen, der solches Versteckspiel inszenieren zu müssen glaubt – und das Erbarmen Gottes mit dieser Not, das ihn freisetzt, das Spiel zu lassen“. Daher ist es nicht die Aufgabe des Predigers vorzuschreiben und zu verordnen, sondern vom Glauben an Gott zu künden, durch den ein Licht fällt auf den Weg des Menschen. *Dein Wort ist Licht auf meinem Pfad* (Ps 119,105).

Der Prediger, der auf diese Weise interveniert, widersteht den folgenden drei Versuchungen:

Versuchung zum Aktionismus

Viele Prediger, vor allem die jungen, neigen dazu, jede Predigt im Aufruf zu einer Aktion enden zu lassen. Hinter dieser Art zu predigen steht natürlich auch ein Zeitindex von Theologie: Viele Pfarrer leiden unter dem Vorwurf, dass Theologie die Welt nicht verändert, dass sie vielleicht nur der schöne Schein über einer grausamen Wirklichkeit ist. Die Religionskritik der Neuzeit sitzt also den Glaubensverkündern tief im Nacken. Der Vorwurf an die Religion, sie lasse alles beim Alten, wird von den Predigern mit dem Aufruf zum Aktionismus kompensiert. Damit dieser Aktionismus aber nicht als Überforderung ankommt, wird er wattiert und schaumgummigepolstert. Aus der hehren Forderung nach Umkehr und Glaube im Leben wird letztlich der schon fast peinliche Appell, einem alten Mann über die Straße zu helfen oder in der U-Bahn für eine ältere Frau den Platz

²⁵ Vgl. M. Herbst, M. Schneider, *Wir predigen nicht uns selbst. Ein Arbeitsbuch für Predigt und Gottesdienst*, Neukirchen-Vluyn 2001, S. 159–168.

²⁶ R. Zerfaß, *Grundkurs Predigt*, Band 1 und 2, Düsseldorf 1987 und 1992, bes. S. 53.

frei zu machen. Nicht zu unrecht fühlen sich Hörerinnen und Hörer dadurch auf das geistige Niveau des Krabbelalters herabgesetzt.

Versuchung des Idealisierens

Ohne Rücksicht auf die Vielschichtigkeit des Lebens und seine Ambivalenzen neigen die meisten Prediger dazu, jeder Predigt ein *happy end* verpassen. Diese Dramaturgie des schönen Endes kann natürlich nur mit Beispielen arbeiten, die solches Gelingen plausibel machen. In diesem Zusammenhang gibt es geradezu einen unerschöpflichen Fundus von Klischees und Predigtheiligen, die mit den unterschiedlichsten Anlässen – von der Wiege bis zur Bahre – kompatibel sind. Franz von Assisi mit seiner Liebe zur Natur, Mutter Teresa mit ihrem selbstlosen Einsatz, Dietrich Bonhoeffer als Allround-Tröster mit seinem Gedicht „Von guten Mächten“²⁷. Als nahezu unerreichbare Halbgötter geschildert, bringen diese Heiligen scheinbar noch Licht in die dunkelsten Abgründe der Welt. Dabei fehlt es ihren Geschichten aber vor allem an einem: an Lebensnähe. Die Hörer brauchen keine unnahbaren Idole, sondern authentische Vorbilder. Und die dürfen Menschen sein, auch mit kleinen Macken – wie du und ich. In dieser Richtung hat Fridolin Stier Überlegungen angestellt. Die Heiligen sind die Geliebten Gottes, an denen er seinen Hass gegen die Mittelmäßigkeit demonstriert, die in unserer Gesellschaft regiert. Durch die Verkündigung sind sie zu blutleeren, bleichsüchtigen Musterknaben der herrschenden Kirchenmoral geworden.

Der hl. Aloisius von Gonzaga, einst uns Knaben und Burschen als Vorbild der „heiligen Reinheit“ vorgestellt, habe vor seiner schönen Mutter die Augen niedergeschlagen. Als ich das meiner frommen Großmutter erzählte, fuhr sie auf: „Was sagst du, it amol dr Muetter hat er ins Gsicht luege kenna? Dem Männle hätt“ i de Hintere verschlet...“²⁸.

Gegen die stumpfsinnigen Heiligengeschichten plädiert Stier für ein Bild der Heiligen, die am Stumpfsinn ihrer Mitwelt und ihrer kirchlichen Eingemeindung leiden.

Versuchung zum Spiel mit der Angst

Manche Prediger mokieren sich über frühere Höllenpredigten oder Predigten bei Volksmissionen, in denen auf der Klaviatur der Angst virtuos gespielt wurde. Dabei gibt es auch heute die Versuchung, mit ganz neuen Ängsten zu spielen: Der ökologische Kollaps, das Ozonloch, der islamistische Fundamentalismus und die Jugend ohne Werte sind zu den neuen Angstprojekten geworden. Es geht nicht

²⁷ Näheres dazu bei E. Garhammer, *Verkündigung als Last...*, S. 140–142.

²⁸ F. Stier, *Vielleicht ist irgendwo Tag. Aufzeichnungen*, Freiburg i. Br. 1981, S. 88.

darum, Gefahren herunter zu spielen, ganz im Gegenteil. Es geht darum, Wege in und aus der Gefahr zu zeigen. Angst lähmt und treibt in kurzschlüssige Lösungen, die dann erst zum Problem werden. „Angst ist nicht nur ein schlechter Ratgeber, sie ist auch ein gefährlicher Beweggrund, denn sie macht kopflos. Sie führt nicht zu der Umkehr, die Jesus im Sinn hat (sonst wäre er im Kreis der Schüler des Täufers geblieben)“²⁹.

„Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer“ schrieb der Philosoph Arthur Schopenhauer bereits im Jahre 1840³⁰. Mehr als 170 Jahre später fällt das Begründen der Moral immer noch schwer, aber auch das Predigen der Moral ist längst nicht mehr leicht. Allein schon die Wörter „Moral“ und „Predigt“ lösen für sich genommen bereits negative Assoziationen aus, in der Kombination wirken sie geradezu abschreckend. Die Kirche steckt dabei in einer Zwickmühle: Sie soll in einem Kontext, in dem Werte als immer brüchiger und labiler erlebt werden, für Werte eintreten und sie auch propagieren. Wenn sie das aber einfach tut, schnappt die moralische Falle zu: Die Kirche wird genau als das wahrgenommen, als was sie ohnehin abgelehnt wird, nämlich als Moralinstanz.

Die Lösung kann freilich nicht darin liegen, nun auf die Predigt der Moral zu verzichten, sondern muss einen Schritt früher ansetzen, nämlich die Missverständnisse von Moral zu klären. Es gibt nicht nur die in dem obigen Verständnis stigmatisierte autoritäre Moralität, sondern auch eine kreativ-schöpferische. Friedrich Schiller hat etwa mit dem Begriff „moralisch“ das moderne Theater begründet. In seiner Schrift „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ (1802) begreift er das Theater keineswegs als eine Institution zur Verbesserung der Sittlichkeit, sondern „moralisch“ heißen für ihn die Gesetze der Freiheit im Unterschied zu den Naturgesetzen. Der Begriff „Moral“ hat hier einen äußerst positiven Klang!

Beim Blick auf die Kompetenzen und Gefahren drängt sich die Frage auf: Kann ich als Prediger / Predigerin bei all diesen verschiedenen Anforderungen, die an mich gestellt werden, überhaupt noch professionell meine Aufgabe erfüllen? Gegen eine falsch verstandene Professionalisierung ist es dabei wichtig zu betonen, dass die genannten „Tugend- und Lasterkataloge“ vor allem dazu dienen, immer wieder kritisch an der eigenen Predigt-Persönlichkeit zu arbeiten. Es bleibt das letzte Ziel, nicht als Homiletik-Profi, sondern als authentische Person mit den Hörerinnen und Hörern zu kommunizieren.

WIR ALS HÖRERINNEN UND HÖRER

„Wo ein Prediger nicht teilhat am Hörersein des Hörers, kann er schwerlich recht predigen“, schrieb Karl-Fritz Daiber 1976³¹. Der erste Hörer der Predigt ist

²⁹ R. Zerfuß, *Grundkurs...*, Bd. 2, S. 197.

³⁰ A. Schopenhauer, *Gesammelte Werke* 6, Zürich 1977, S. 143.

³¹ Vgl. K.-F. Daiber, *Predigt als religiöse Rede. Homiletische Überlegungen im Anschluss an eine empirische Untersuchung* („Predigen und Hören“ 3), München 1991.

der Prediger selbst. In diesem Sinn kann nicht einfach von „den Hörern“ gesprochen werden, die sich Sonntag für Sonntag von der Weisheit dessen, der zu ihnen spricht, beschallen lassen. Obwohl die Predigt der äußeren Form nach ein Monolog ist, kann sie in ihrer Tiefenstruktur doch nur im Dialog zwischen Prediger und Hörern gelingen, der deutlich macht: Wir sind gemeinsam Hörerinnen und Hörer. So begründet auch Daiber seine Position mit dem Jesaja-Zitat: *Gott, der Herr, hat mir eine Zunge gegeben, wie sie Jünger haben, dass ich wisse, mit den Müden zur rechten Zeit zu reden. Alle Morgen weckt er mir das Ohr, dass ich höre, wie Jünger hören* (Jes 50,4). Das Hören geht dem Predigen voraus: die Rezeptivität des Predigers macht seine Produktivität aus. Eine Produktivität, die diesen ersten Schritt ausblendet, überspringt oder nicht beachtet, wird zur autoritären Gebärde oder zur routinierten Technik. Der Prediger ist selber auf das Wort angewiesen, das ihm hilft, und auf die Menschen, die diesem Wort Glauben schenken und es leben.

Wie können Pfarrer Sonntag für Sonntag verantwortlich predigen, so fragt Fulbert Steffensky.

Seine Antwort lautet:

Sicher nicht, weil sie Glaubensheroen sind, sondern weil sie getragen sind und weil ihnen die Sprache ermöglicht wird durch den Glauben der Gemeinde. Wenn ich auf der Kanzel stehe und sehe eine alte Frau, die zwei Weltkriege miterlebt hat und dennoch mit zittriger Stimme Gott lobt, dann ist sie meine Glaubenslehrerin. Dann widerspricht sie mit ihrem Gotteslob meinem Unglauben, und sie stärkt meinen schwachen Glauben. Ich brauche nicht allein geradezustehen für das, was ich sage. Die Frau hilft mir mit ihrem Glauben, sie öffnet mir den Mund³².

Die Hörenden haben somit wesentlichen Anteil an der Predigt. Für ihre Genese und ihren Erfolg spielen ihre Erwartungen und Hoffnungen daher eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Erwartungen: Geborgenheit und Befreiung

Die konkreten Wünsche der Hörerinnen und Hörer sind so verschieden wie die einzelnen Personen selbst. Dennoch wird bei aller Unterschiedlichkeit deutlich, dass sich ihre Erwartungen im Spannungsfeld von Bestätigung bzw. Stabilisierung und Veränderung bewegen.

Geborgenheit und Befreiung sind demnach die beiden wesentlichen Erwartungen, die Hörerinnen und Hörer aller Altersstufen und Einstellungsmuster zur Kirche an die Predigt stellen. „Es besteht ein breiter Konsens bezüglich der Aussagen wie ‚Die Predigt gibt Trost und Hilfe für das Leben‘ oder ‚In der Predigt werden

³² F. Steffensky, *Sie erkannten ihn am Brotbrechen*, in: „Wort und Wahrheit“ 34 (1993), S. 102.

Lebenserfahrungen von Aussagen des Glaubens her gedeutet³³. Die Predigt soll sie in ihrer eigenen Lebenssituation ansprechen und aufbauen, nicht jedoch die gesellschaftliche oder gar politische Dimension mit religiösen Wahrheiten überformen. Sie möchten ganz persönlich in ihrem Urvertrauen auf Gott bestärkt werden³⁴. Das verlangt vom Prediger eine Haltung der Wertschätzung, die sich sowohl in seinem Kontakt zu den Menschen – auch außerhalb des Gottesdienstes – zeigt, als auch in seiner überzeugenden Verkündigung der tröstenden und frohen Botschaft. Neben den Wunsch nach Geborgenheit tritt auch die Sehnsucht nach Befreiung und Veränderung: Von einer Predigt erwarten die Hörerinnen und Hörer auch konkrete Lebenshilfe und Perspektiven für die Zukunft³⁵. Dem Prediger kommt demnach die Aufgabe zu, mit den Hörerinnen und Hörern eine neue Perspektive auf ihr Leben einzunehmen, es in einem neuen Licht aufscheinen zu lassen, und so den Alltag zu transzendieren. Hier hat auch der fordernde Anspruch des Evangeliums seinen Platz, der – nicht als Moralkeule, aber als Impuls zur eigenen Befreiung – den Hörerinnen und Hörern nicht vorzuenthalten ist.

Widerstände und das paradoxe Gesetz der Veränderung

Wie in allen anderen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, ist es auch in der Predigt nicht leicht, den Abschied vom Gewohnten und den Mut zur Veränderung zu fordern. Dabei ist sowohl in der Verkündigung der Propheten als auch in Jesu Predigt der Ruf zur Umkehr eine zentrale Botschaft. Zu Beginn der Advents- und Fastenzeit wird uns in jedem Jahr aufs Neue die eigene Bekehrung ans Herz gelegt. Doch so wie schon vor ihm die Propheten und Jesus selbst, stößt auch der Prediger heute mit dem Wunsch nach Wandel auf Widerstände bei den Hörern. Diese Widerstände in der Predigt zu ignorieren, bedeutet nicht nur, dass die Hörerinnen und Hörer nicht ernst genommen werden, sondern lassen auch das überzeugte Engagement für die Sache Gottes vermissen. Die Konsequenz daraus ist allerdings nicht ein mit Angst machender Moral oder billiger Motivationsmethodik aufgerüstetes Ankämpfen gegen vermeintlich unbegründete Barrieren, sondern ein ehrliches Bemühen um Verständnis für mögliche Hindernisse. Nur wenn die Hörerinnen und Hörer sich in ihren Widerständen verstanden fühlen, werden sie sich auch auf Veränderungen einlassen.

Der Kommunikationspsychologe Friedemann Schulz von Thun³⁶ hat dieses paradoxe Gesetz der Veränderung im Rahmen seiner Theorie von den vier Dimen-

³³ Ch. Bundschuh-Schramm, *Konkretion...*, S. 444.

³⁴ Vgl. H. van der Geest, *Du hast mich angesprochen. Die Wirkung von Gottesdienst und Predigt*, Zürich 1978, S. 43–88.

³⁵ Vgl. Ch. Bunnars, *Die Hörer*, in: *Handbuch der Predigt*, Hg. K.-H. Bieritz, Berlin 1990, S. 137–182.

³⁶ Vgl. F. Schulz von Thun, *Was geschieht, wenn wir predigen?*, in: „Bibel und Liturgie“ 63 (1990), S. 209.

sionen der Rede ausgeführt. Diese vier Dimensionen seien wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung – nicht nur für die Predigt – hier kurz aufgeführt:

Jedes Reden hat neben dem Inhaltsaspekt auch einen Beziehungsaspekt, eine Selbstkundgabedimension und einen Appelcharacter. Für den Redner gilt es, diese Dimensionen durch das Ausbalancieren der in ihnen enthaltenen Gegenwerte zu kultivieren.

- Zur Gestaltung des Inhalts muss der Prediger ein angemessenes Gleichgewicht finden zwischen Textbezogenheit auf der einen Seite und dem eigenen Thema auf der anderen, um extreme Ausprägungen wie sklavische Textgebundenheit und Beliebigkeit zu vermeiden.
- Die Selbstkundgabedimension fordert die Balance von Ich-Beteiligung und persönlicher Zurückhaltung. Im Keller der beiden Pole schlummern ihre abartigen Geschwister: die unangemessene Selbstenthüllung bzw. die unpersönliche Rollenfassade.
- Die Beziehungsdimension verlangt die Balance zwischen Akzeptanz und Konfrontation. Der Schattengänger der Akzeptanz ist die „Friedhöflichkeit“, die Abart der Konfrontation ist die Feindseligkeit.
- Auch die Appelldimension ist ein Balancieren zwischen zwei Gegenwerten: Dem Mut zur Hilfe und dem Respekt vor dem Hoheitsgebiet des anderen Menschen, ohne jedoch zu moralisieren oder sich ganz herauszuhalten.

In diesem Zusammenhang verweist Schulz von Thun darauf, dass Veränderung nicht dann geschieht, wenn jemand mit Engelszungen oder moralischen Appellen zu etwas überredet wird, sondern wenn er sich in seiner Abwehr verstanden fühlt. Es ist also besser, sich mit liebevoller Gründlichkeit den Gegenkräften zu widmen, die der Befolgung des Appells entgegenstehen. Viele Prediger scheuen allerdings davor zurück, „weil sie annehmen, dass der andere sich in seinen Hinderungsgründen bestätigt fühlen würde, wenn diese so liebevolles und gründliches Verständnis erfahren. Paradoxerweise ist meist das Gegenteil der Fall: Je tiefer ich mich in dem Teil verstanden fühle, der Nein sagt, umso eher kann ich ja sagen“³⁷. Die weithin zu beobachtende Abwehr gegen das Moralisieren heißt also nicht, dass der konkrete Inhalt der Predigt abgelehnt wird, sondern sie ist ein Protest gegen die mitlaufende Beziehungsbotschaft, die oft lautet: „Ich traue dir nicht zu, dass du ohne meine Hilfe und Kontrolle dein Leben richtig führen kannst“. Wer sich von solchem Druck befreien kann, kann auch befreiend predigen.

Die Begegnung mit den „unsichtbaren Gestalten am Ambo“ macht es deutlich: Predigen ist nicht einfach. Die Ergebnisse neuer Wissenschaftszweige – von der Medienwirkungsforschung über die Kommunikationspsychologie bis hin zur Gehirnforschung – reklamieren auch in der Homiletik Beachtung. Die multimedial dauerberieselte Gesellschaft erwartet eine klare Sprache, die zum Teil unbestimmte

³⁷ Vgl. ebd., S. 211.

Rolle des Predigers / der Predigerin muss persönlich authentisch gefüllt werden, kritische Hörerinnen und Hörer erwarten die Verkündigung einer frohen Botschaft auf Augenhöhe. Die Signaturen dieser Zeit markieren einen homiletischen Wendepunkt: Die Predigt als theologisch-abstrakter Monolog hat erwiesenermaßen ausgedient. In ihrer allgemeingültigen Einfachheit kann sie der Komplexität des Lebens nicht mehr gerecht werden. Predigt ist heute ein mehrfach dialogisches Geschehen. Erst in der ernsthaften Auseinandersetzung mit den verschiedenen Kontexten erhält sie das Profil, das ihr die nötige Bodenhaftung verleiht und Spuren hinterlässt.

Deshalb kann Predigt nicht einfach am Schreibtisch als Textauslegung gemacht werden, sondern sie hat teil an der Auslegungskompetenz der Hörer und ist somit ein Rezeptionsästhetischer Gestaltungsprozess.

1. Die Hörer machen die Predigt: dazu hält und regt der Prediger sie jeweils an.
2. Ein Manuskript ist ein Manuskript. Dieses ist keine Predigt. So genannte Predigtvorlagen legen nichts als Manuskripte vor. Die Predigt aber ist Inszenierung in dem Sinn wie es die Theaterwissenschaftler ausdrücken: „from the page to the stage“.
3. Der Prediger ist also weniger Kopfmensch als vielmehr Inszenator: biblischen Text und alltägliche Gesten gießt er nicht nur in Worte: er führt diese auf.
4. Form und Inhalt dieser Worte sind nicht zwei Seiten, sondern Form und Inhalt *ist* untrennbar. Das gibt zu denken.
5. Der Ritus entlastet den Prediger: er rahmt ein und hebt auf. Gegen den Ritus anzupredigen, wäre unsinnig.
6. Der Prediger ist nicht der Kontrolleur der in den Hörern bewirkten Gedanken.
7. Im Hörer die Lust zur kreativen Kombination und Deutung von Zeichen anzuregen, wäre ein hohes Lob für jeden Prediger.
8. Widerspruch macht nichts: das Feld des Sinnes ist weiter als die eigene Deutung. Richtigkeit ist sekundär, denn:
9. „Die Wirklichkeit ist nicht wirklich“: es gibt ein Mehr, das Ritus und Predigt sowie der Hallraum der Herzen auf je ihre Weise ahnbar machen. Die Predigt als offenes Kunstwerk buchstabiert diese Ahnung, ohne sie zu arretieren³⁸.
10. Die Bibel selber ist kein Buch zwischen zwei Deckeln, sondern eine Bibliothek von Büchern, die miteinander in lebendigem Austausch stehen.

³⁸ Vgl. dazu J. Seip, *Vom Predigtmachen. Das Predigtverfahren zwischen Synthetik und Ästhetik. Ein Essay*, in: „Münchener Theologischen Zeitschrift“ 56 (2005), S. 273–278, hier S. 276, 277, sowie *Predigt als offenes Kunstwerk. Homiletik und Rezeptionsästhetik*, Hg. E. Garhammer, H.-G. Schöttler, München 1998.

Die Intertextualität der Bibel öffnet sie für neue Texte und Kon-texte. Sie ist abgeschlossen und doch unabschliessbar, konsonant und dissonant zugleich, vielfältig und nicht ein-fältig. Diesen kreativen Dialog soll der Prediger inszenieren, er sollte ihn auf keinen Fall einengen³⁹.

NIEWIDOCZNE FAKTORY ODDZIAŁYWANIA PRZY AMBONIE

Istotne elementy bogatego kontekstu dla kaznodziejów

Streszczenie

Autor wskazuje w swym artykule na potrójny kontekst, w jakim dokonuje się wygłaszanie kazań, na jaki w związku z tym należy zwracać uwagę. Istotną rolę odgrywa bowiem w procesie kaznodziejskiego przepowiadania środowisko społeczno-eklezyjalne oraz medialne, ważną funkcję spełniają cechy osobowościowe kaznodziei, równie istotna jest postawa słuchaczy, do których przepowiadane słowo jest skierowane. Wśród zagadnień mających wpływ na środowisko autor omawia opinie zdobywane na drodze diagnozowania dziedzictwa kultury, oddziaływanie mass-mediów na język, a także wewnątrzkościelne aspekty. Kaznodzieja powinien wg autora powyższego opracowania odznaczać się następującymi kompetencjami: powinien być zdolny do tematycznego podejścia do zagadnień życiowych, powinien sobie radzić z kwestiami metodycznymi, powinien pałać bogactwem cech osobowych, jak też umiejętnie podchodzić do spraw instytucjonalnych. Każdy z kaznodziejów, który oznacza się wymienionymi wyżej kompetencjami, będzie w stanie uporać się z pokusą błyszczenia aktywizmem, idealizowania wielu spraw oraz uciekania się do metod posługujących się strachem.

INVISIBLE FACTORS OF INTERACTION AT THE PULPIT

Context for the preacher

Summary

In his article the author points at a triple context in which preaching takes place and to which a special attention should therefore be drawn. In the process of preaching an important role is played by a social-and-ecclesial as well as media environment, personal factors of a preacher and an attitude of listeners to whom preaching is addressed. When it comes to issues affecting environment, the author analyses opinions obtained while diagnosing a cultural heritage, impact of mass-media on language as well as internal Church aspects. A preacher should, according to the author, have the following skills: ability of a matter-of-fact attitude towards life problems, ability to deal with methodology issues, richness of personality features, ability to deal with institutional issues. A preacher with the

³⁹ Zur Bedeutung der Literatur für die Predigt vgl. E. Garhammer, *Am Tropf der Worte. Literarisch predigen*, Paderborn 2000, sowie ders., *Zweifel im Dienst der Hoffnung. Poesie und Theologie*, Würzburg 2011.

above mentioned skills will be able to come to terms with a temptation of activism, idealising many issues and use of methods based on fear.

Schlüsselworte: homiletische Kompetenzen, Prediger, Hörer des Gottes Wortes

Słowa kluczowe: kaznodzieja, kompetencje kaznodziejskie, słuchacz słowa Bożego

Keywords: competences, listener of the Word of God, preacher, preaching